

Ein Mann, ein Wort

Ernst Imfeld aus Obwalden hatte Stil und Charme. Die Kunden der Bank Leumi in Zürich legten dem Devisenhändler ihre Millionen in die Hände. Bis eines Tages in seinem Ferienhaus in Florida das Telefon klingelte.

Von Thomas Schenk

Ernst Imfeld liebt Biografien. Werke über Cäsar, Napoleon, Hitler und Karl den Grossen stehen dicht an dicht im Bücherregal im Wohnzimmer. Derzeit beschäftigt sich der 51-Jährige gerade mit den römischen Feldherren Augustus und Scipio Africanus. Imfeld fasziniert das Auf und Ab der Militärstrategen, «nach den Siegen, die sie für das Römische Reich errungen hatten, stürzten sie und kämpften sich wieder hoch», fasst er deren Leben zusammen.

Es ist, als würde er von sich reden. Imfeld war als Direktor und Leiter Private Banking der Bank Leumi le-Israel (Schweiz) über Jahre als Held gefeiert worden. Mit seinen Prognosen über die Entwicklung der Finanzmärkte hatte er sich den Ruf eines Propheten erworben, aus aller Welt wurden ihm Vermögen zur Vermehrung anvertraut. So ging das bis Ende 2000. Anfang Januar 2001 stürzte Imfeld vom Sockel, als unbewilligte Geldtransfers in Millionenhöhe entdeckt wurden. Imfeld kündigte, zeigte sich selber bei der Bezirksanwaltschaft an, worauf auch die Bank eine Strafanzeige gegen ihn einreichte. Im Februar 2001 kam Imfeld für neun Wochen in Untersuchungshaft.

Einen Guru stellt man sich anders vor. Heute fehlt Imfeld jede Ausstrahlung. Kein durchdringender Blick, auch keine übersinnliche Rhetorik. Eine kräftige Stimme zwar, die dank dem Obwaldner Dialekt aber nicht ungemütlich wirkt. Sein muskulöser Oberkörper lässt den Bauch vergessen, den er über dem eng geschnürten Hosengurt trägt. Jeden Morgen steht er um sechs Uhr auf, hält sich mit Krafttraining und Karate in Form. 1974 wurde er in der Kampfsportart Schweizer-Cup-Sieger. Bereits in der Untersuchungshaft hatte sich Imfeld zu beschäftigen gewusst, war in der sechs Quadratmeter grossen Zelle an Ort gejoggt. Manchmal machte er den Kopfstand. Rückblickend nennt er die Haftzeit seine «Wellnesskur» - tatsächlich verbesserten sich Blutdruck und Cholesterinspiegel. Seit seiner Entlassung aus dem Gefängnis war er sogar mal in Florida in den Ferien. Den Grossteil seiner Zeit widmet er sich der Akte «Ernst Imfeld/Leumi», für die Zürcher Bezirksanwaltschaft einer der grössten vermuteten Betrugsfälle der letzten Jahre.

Zusammen mit Frau und Tochter bewohnt der Mann die Parterrewohnung einer Überbauung aus den Siebzigerjahren in einer Zürcher Vorortsgemeinde. Seinen Arbeitsplatz hat er im Keller, Kursgrafiken von Dollar und Technologiebörse Nasdaq rahmen den Bürotisch ein. Mit Devisen und Aktiengeschäften ist der Obwaldner gross geworden. Seine Bedeutung für die Zürcher Filiale der Bank Leumi belegt der einstige Chefhändler mit einer Umsatzstatistik. Für exakt 12,23 Milliarden Franken hat er im Jahr 2000 bei Leumi Devisen gehandelt, was über 70 Prozent des Umsatzes der Bank ausmachte. Auch mit Aktien handelte er eifrig, bewegte in diesem Jahr Titel für 1,07 Milliarden Franken, mehr als die übrigen zehn Angestellten zusammen. Dank Imfeld schaffte es die Tochter der israelischen Bank, mit 100 Angestellten in Zürich ein Institut unter vielen, zeitweilig zur drittgrössten Devisenhändlerin der Schweiz.

Als Ernst Imfeld 1983 ins Private Banking bei Leumi eintrat, verlief das Bankgeschäft in geordneten Bahnen. «Die Kunden betrachteten die Einlagen damals als eine Spende, die etwas Zins abwirft», sagt Imfeld. Im Lauf der Achtzigerjahre stiegen dann die Begehrlichkeiten, vorab auf den Aktienmärkten lockten höhere Renditen. Auch Leumi reagierte, «wir versuchten, das Geld der Kunden zu aktivieren», erinnert sich Imfeld. Mit dem raschen Kauf und Verkauf von Aktien und Devisen erhöhten die Vermögensverwalter den Umsatz, was auch für die Bank etwas abwarf.

Das Devisengeschäft ist für eine Bank am lukrativsten. «Hier man kann das Geld jeden Tag drehen», sagt Imfeld. Täglich kaufte und verkaufte er Dollar oder Yen, die eingegangenen Positionen schloss er zum Teil bereits nach wenigen Minuten wieder, um den Gewinn zu realisieren. Doch egal, ob er die Geschäfte mit Gewinn oder Verlust abschloss: Für die Bank fiel immer etwas ab. Sie verdient am Unterschied zwischen dem Ankaufs- und Verkaufspreis der Währung. Dies ist die gleiche Differenz, die

beim Geldwechseln vor den Sommerferien am Bankschalter zu berappen ist, mit dem Unterschied, dass Devisenhändler mit ungleich grösseren Summen hantieren. So verschob Imfeld bisweilen Pakete von 50 Millionen Dollar und mehr. Die Bank profitierte dabei gleich zweimal, sie strich die Kursdifferenz sowohl beim Öffnen als auch beim Schliessen der Position ein. So lässt sich verstehen, weshalb Imfeld mit dem Devisenumsatz die Hälfte zum Reingewinn der Bank beisteuerte.

Imfeld hatte eine gute Nase für die Entwicklung der Währungskurse. Seine Prognosen trafen regelmässig ein. Die «Jerusalem Post» schrieb 1998, Imfelds Marktanalysen seien wie die gesammelten Offenbarungen der biblischen Propheten Jeremia, Jesaja und Hesekiel. «Er lag immer richtig», wurde der damalige Direktor von Leumi Schweiz zitiert.

Das klang gut, um neue Kunden für sich zu gewinnen. Es entsprach jedoch nicht ganz der Realität. Auch Imfeld lag ab und zu daneben. Wiederholten sich die Verluste, kam sein System rasch aus dem Lot. Denn die Devisengeschäfte wurden nicht nur mit dem Geld der Anleger getätigt, im Normalfall gewährte die Bank Kredit bis zum Vierfachen des Kundeneinsatzes. Verfügte ein Kunde über eine Million Franken auf dem Konto, konnte Imfeld für sie folglich Devisengeschäfte bis zu fünf Millionen eingehen; sehr guten Kunden war es gar möglich, mit der zehnfachen Summe zu spekulieren. Dies vervielfachte die Gewinnchancen, erhöhte aber auch das Verlustrisiko. Verlor Imfeld in diesem Spiel mehrmals hintereinander, waren einzelne Kredite nicht mehr ausreichend gedeckt. Darauf wurden die betroffenen Kunden vom Kreditausschuss angewiesen, entweder neues Geld nachzuschliessen oder das Handelsvolumen einzuschränken. Im Extremfall durften Anleger auf ihren Konten keinen Handel mehr tätigen.

Imfeld setzte alles daran, dass seine Kunden nicht in dieser Weise «liquidiert» wurden. Er wollte die Anleger nicht verlieren und hoffte, die Verluste in besseren Zeiten wieder ausgleichen zu können. «Dann hätten auch andere ihr Geld abgezogen», eine Absetzbewegung nach dem Dominoprinzip hätte sein Volumen einbrechen lassen. So begann Imfeld, Geld von so genannt «gesunden» Konten zu «kranken» zu transferieren. Er gab ihnen «Sauerstoff», wie er sagte, hier ein paar Hunderttausend Franken, dort Dollarbeträge im gleichen Umfang.

1993 oder 1994, ganz genau weiss es Imfeld heute nicht mehr, behalf er sich erstmals mit solchen Überweisungen. Eine seiner Kundinnen war durch ein missglücktes Termingeschäft mit Devisen auf einen Schlag um drei- bis vierhunderttausend Franken ärmer geworden. Imfeld fürchtete, nicht nur sie, sondern auch einen mit ihr befreundeten Grossanleger zu verlieren, und glich den eingetretenen Verlust aus. Gleichzeitig setzte er irrtümlich auf sinkende Zinsen bei amerikanischen Schatzpapieren und verlor bei diesem hochspekulativen «Zins-Future» sechs Millionen Franken. In der Folge geriet der Banker in einen Teufelskreis. Er kaschierte die beiden Riesenverluste mit dem Geld anderer Kunden. Gleichzeitig versuchte er, den Schaden mit neuen Spekulationsgeschäften wettzumachen. «Ich schloss Geschäfte ab, die man mit gesundem Verstand nicht machen würde.» Unter Zwang passierten ihm dann Fehler, die Verluste wurden grösser und grösser.

Zu Jahresbeginn 2001 brachte schliesslich ein wohlhabender deutscher Filmhändler Imfelds wacklige Konstruktion zum Einstürzen. Der Kunde war überzeugt, auf seinem Konto ein paar Millionen Dollar liegen zu haben, und wollte dafür Euro kaufen. Auf Grund ferienbedingter Abwesenheit von Ernst Imfeld wurde der Deutsche direkt mit dem Chef von Leumi Schweiz, Meir Grosz, verbunden. Zu seiner Überraschung erfuhr der Kunde, dass er in seinem Portefeuille amerikanische Aktien hatte sowie eine offene Schuld von 4 Millionen Dollar. Der Filmhändler war schockiert. Weder hatte er je einen Auftrag erteilt, Aktien zu kaufen, noch wusste er etwas von einer offenen Schuld. Dem deutschen Filmhändler wurde versichert, es handle sich um einen Irrtum, der Schaden werde ausgeglichen.

Unverzüglich telefonierte der beunruhigte Leumi-Chef nach Florida und stellte seinen Chefhändler zur Rede. Imfeld sprach von einem Missverständnis, räumte aber ein, dass weitere ähnliche Fälle existierten und auch andere Kunden über Verlustpositionen nicht informiert seien. Als er drei Tage später zurück in Zürich war, hatte er das Bedürfnis, reinen Tisch zu machen. «Ich hatte genug vom permanenten Druck.» Es war zu spät, sein Büro war bereits verschlossen. In den folgenden Tagen legte Imfeld gegenüber der Bankleitung eigenmächtig getätigte Transfers in Höhe von insgesamt 20 Millionen Franken offen. Das Gerücht um den ungetreuen Chefhändler verbreitete sich rasch. Viele Kunden telefonierten aufgebracht, erkundigten sich nach ihrem Vermögen oder reisten gar persönlich an. Ein älterer deutscher Anleger bestand darauf, dass ihm das verbliebene Vermögen von rund 30 Millionen Franken unverzüglich in bar ausbezahlt wurde. Mit dem Geld ging er gleich zur UBS. Dort wunderten sich die Schalterangestellten

über die grosse Summe, avisierten die Aufsichtsstelle, und prompt wurde ein Verfahren gegen den erschreckten Anleger wegen Geldwäscherei eröffnet.

Mitte Januar zeigte sich Imfeld bei der Zürcher Justiz selber an. Damit begann der Fall für die Bezirksanwaltschaft III für Wirtschaftsdelikte des Kantons Zürich und für Nathan Landshut, den zuständigen Bezirksanwalt. «Das sah anfänglich nach einem vernünftigen Gespräch aus», sagt Landshut im Rückblick, «wir hatten einen Geständigen, der aufräumen wollte.» Doch der Fall zog immer grössere Kreise. Heute bezeichnet Landshut den Fall Leumi als einen der grössten Bankenskandale in der Schweiz. Statt von 20 Millionen spricht er von einer Schadenssumme von über 300 Millionen Franken. Imfelds Strafverteidiger Bernard Rambert hält diesen Betrag für «frei erfunden» und die Einschätzung des Bezirksanwalts als Zeichen für einen «bedenklichen Realitätsverlust». Rambert ist bekannt für die Verteidigung linker Aktivisten. Imfeld hat diesen Strafverteidiger gewählt, weil dessen politische Zugehörigkeit garantiere, dass er «völlig unabhängig von den Banken auftreten kann».

Laut der Zürcher Bezirksanwaltschaft hat Imfeld eigenmächtig Geld zwischen verschiedenen Konten verschoben und auf Rechnung von Kunden Aktien und Währungen gekauft. Dabei sei er ohne Wissen der Kontoinhaber zu hohe Risiken eingegangen. Imfeld bestreitet diese Vorwürfe. «Die Kunden kamen nicht zu mir, um ihr Geld konservativ anzulegen. Sie wollten keine festverzinslichen Papiere, sie erwarteten eine überdurchschnittliche Rendite. Nun wollen sie die Verluste, die sie nach dem Kurssturz an den Börsen erlitten haben, auf die Bank abwälzen. Mein Fall bietet ihnen dazu eine ideale Gelegenheit.» Landshut ist bei seinen Befragungen bisher freilich auf keine Hinweise für unberechtigte Kundenforderungen gestossen.

In Kleinarbeit geht es für die Untersuchungsbehörde nun darum, Klarheit über sämtliche Kontobewegungen jener fünfzig Kunden der Bank Leumi zu gewinnen, die Unregelmässigkeiten beanstandet haben. In seinem mit Akten verstellten Büro an der Weststrasse befragt der Bezirksanwalt Woche für Woche Bankdirektoren, ehemalige Revisoren und Kunden zu den Geschäften von Ernst Imfeld. Schon über hundert Interviews hat Landshut geführt.

Landshut will Anhaltspunkte haben, dass Imfeld bei Leumi schon Mitte der Achtzigerjahre widerrechtlich gehandelt hat. Da die Bankdokumente aus jener Zeit aber nicht mehr greifbar sind, beschränkt sich die Untersuchung auf die Neunzigerjahre. Dass Imfelds Geschäfte über einen so langen Zeitraum unbemerkt blieben, erstaunt auch Bezirksanwalt Landshut. In der Vermögensverwaltung müsste schliesslich die Sicherheit gross geschrieben werden.

Auch bei Leumi. Der Empfang an der Zürcher Claridenstrasse ist durch Panzerglas geschützt, eine Schleuse verhindert den Zugang für Unbefugte in das fünfstöckige Bürohaus. Laut den bankinternen Vorschriften muss für Transaktionen die schriftliche Einwilligung der Kunden eingeholt werden, Telefonate der Portfoliomanager werden zu Beweis Zwecken aufgezeichnet. Aber das half alles nichts.

Landshut erklärt das Versagen der bankinternen Kontrolle mit der Person Imfelds, den Eigenheiten der Kundschaft und der Arbeitsweise der Bank. Imfeld genoss praktisch das blinde Vertrauen seiner Kunden. «Sie hätten sogar ihr eigenes Todesurteil unterschrieben, wenn es ihnen Imfeld empfohlen hätte», meint Landshut. Bei den Einvernahmen zeigen sich die Kunden zwar irritiert, aber Hass oder heftige Vorwürfe gegen Imfeld sind selten zu vernehmen. Imfeld kümmerte sich stets nach Kräften um seine Klientel, lud sie regelmässig ins italienische Nobelrestaurant «Casa Aurelio» ein, sein Stammlokal nahe der Zürcher Langstrasse, und besuchte sie regelmässig auch an ihrem Wohnort.

Die meisten Leumi-Kunden sind im Ausland wohnhaft, in Deutschland, Frankreich, Grossbritannien, in den USA, Argentinien oder Südafrika. Fast alle sind jüdischer Herkunft. Viele haben als Kaufleute grosse Vermögen mit dem Handel von Immobilien, Diamanten, Textilien oder Antiquitäten erwirtschaftet. Sie wählen die Schweiz auf Grund des Bankgeheimnisses zum Hort ihres Geldes. Die von der Europäischen Union bekämpfte Konstruktion erlaubte es ihnen, den Besitz vor den Augen ihrer Steuerbehörden zu verbergen. Die Bank Leumi verwaltete Ende 2002 Kundenvermögen von rund 5 Milliarden. Laut Untersuchungsbehörde ist der überwiegende Teil davon Schwarzgeld.

Aus Gründen der Diskretion liessen sich viele Kunden keine Post aus der Schweiz schicken, die Korrespondenz lagerte bei der Bank oder wurde an Schweizer Anwälte versandt. Die Anleger reisten in der Regel einmal pro Jahr an, um mit ihrem persönlichen Berater zu sprechen, eine separate Abteilung händigte ihnen die Post aus. Einzelne Kunden liessen die Unterlagen gleich bei der Bank in eigens dafür

bereitgestellten Aktenvernichtern verschwinden. Andere studierten die Papiere in ihrem Hotelzimmer im «Savoy» oder «Baur au Lac». War einer in Eile, so rufen die Vermögensverwalter ihre Kunden auf Wunsch auch direkt am Flughafen Kloten.

Weder der internen Bankenkontrolle noch den externen Wirtschaftsprüfern von PricewaterhouseCoopers fielen die nicht autorisierten Geldflüsse auf. Auch der interne Kreditausschuss, der wöchentlich tagt, um die Sicherheit der gewährten Darlehen zu prüfen, sah keinen Anlass zum Eingreifen. «Offenkundig waren die Kontrollmechanismen der Bank ungenügend, um eine einwandfreie Geschäftsführung der Mitarbeiter zu gewährleisten», sagt Landshut, «ausserdem sind die bestehenden Regeln nicht genügend eingehalten worden.»

Die Eidgenössische Bankenkommision (EBK) hat Leumi schon in einem früheren Fall gravierende Mängel vorgeworfen. Kurz vor dem Fall Imfeld stellte sich heraus, dass sie Fluchtgelder des früheren Chefs des peruanischen Geheimdienstes, Vladimiro Montesinos, in Millionenhöhe angenommen hatte. Die Überprüfung beider Vorfälle förderte «schwere organisatorische und führungsmässige Missstände» zu Tage. Ein EBK-Bericht erwähnt 2001 ausdrücklich ungenügende interne Kontrollmechanismen im Private Banking. Inzwischen hat die Bank die verlangten Korrekturen vorgenommen.

Wie andere Vermögensverwalter bei Leumi auch verfügte Ernst Imfeld zum Beispiel über zwei Telefonapparate. Zum Erstaunen aller wurden aber nur die Gespräche auf einer Linie aufgezeichnet. Imfeld sieht sich so um ein wichtiges Beweisinstrument gebracht, weil die Kundenaufträge auf der zweiten Linie nicht mehr eruierbar sind. Zwar mussten die Vermögensverwalter bei Transfers über 250 000 Dollar der Direktion eine Kopie des Belegs zustellen. Angeschaut hat der damalige Schweizer Leumi-Chef Meir Grosz laut seiner Einvernahme im Juli 2002 diese Papiere jedoch nicht. Er habe sie «mehr aus psychologischen Gründen» angefordert, meinte er gegenüber dem verdutzten Bezirksanwalt. Die Bank Leumi vertraute eben ihren Kunden, sie sind laut Meir Grosz «die beste Kontrolle, denn sie wechseln bei Unzufriedenheit rasch die Bank». Inzwischen hat Grosz auf Betreiben der EBK im Herbst 2001 seinen Arbeitsplatz gewechselt.

Shouky Oren, der neue Chef des Zürcher Leumi-Ablegers, mag die früheren Kontrollmechanismen nicht kommentieren. «Wenn man zurückschaut, ist man immer klüger», sagt der höfliche Banker. Für ihn zählt heute einzig, dass Leumi die Konsequenzen aus dem Vorfall gezogen hat. Allerdings sei eine Bank nie hundertprozentig vor Veruntreuungen sicher, meint Oren. Jedes Mitglied des Topmanagements, das betrügerische Absichten habe, sei in der Lage, die Kontrollmechanismen zu umgehen. Das könne in jeder Bank passieren. «Herr Imfeld hat seine Machtposition ausgenützt, sodass es schwierig war, jede einzelne seiner Handlungen lückenlos zu kontrollieren», sagt Oren.

Nach Bekanntwerden des Falls hat die Bank Leumi ein achtköpfiges Team von Israel nach Zürich beordert. Hauptaufgabe der Juristen war es, die Verhandlungen mit jenen Kunden vorzubereiten, die Geld zurückfordern. Sie hätten die Bank für den eingetretenen Schaden zivilrechtlich belangen können. Doch Leumi bemühte sich um aussergerichtliche Einigung, was in rund der Hälfte aller Fälle gelang. Der Rest ist hängig, die Bank hat vorsorglich 165 Millionen Franken zur Begleichung offener Kundenforderungen zurückgestellt. Aber jetzt interessiert die Zukunft: «Mein Ziel ist es, die Bank vorwärts zu bringen», meint der neue Direktor Oren. Die Bank habe letztes Jahr bereits wieder neue Kunden und Vermögen von 200 Millionen Franken gewinnen können.

Bleibt schliesslich die Frage nach Imfelds Motiv. Weshalb hat der ehemalige Leiter Private Banking der Bank Leumi eigenmächtig Geld überwiesen und Devisengeschäfte abgeschlossen? Laut eigenen Aussagen wollte Imfeld mit den Transaktionen Löcher in den Konten nach Fehlspekulationen stopfen, weil er Angst hatte, Kunden zu verlieren. Der Bezirksanwalt bestätigt dies, ist aber überzeugt, dass sich Imfeld mit einem andern Teil des Geldes persönlich bereichert hat. Landshut erwähnt unrechtmässig finanzierte Autos, Boote und Geldgeschenke, insgesamt in Millionenhöhe. «Imfeld ging mit dem Geld extrem locker um.» Bis heute hat Landshut aber noch keine grösseren persönlichen Vermögenswerte des Bankers ausfindig machen können. Was nichts heissen will. Landshut verdächtigt den Banker, das Geld auf Konten von Frau und Tochter verschoben zu haben, das Haus in Florida gehört Imfelds Schwiegervater.

Imfeld bestreitet jede persönliche Bereicherung. Er lässt allenfalls gelten, in robin-hoodscher Manier einzelnen Not leidenden Freunden zu Geld verholfen zu haben. Ihnen war gemeinsam, dass sie einen zu aufwändigen Lebensstil pflegten und sich mehr und mehr verschuldeten. Einer davon war der

Modelfotograf A. Er hatte Schulden und Betreibungen am Hals und suchte bei Imfeld Hilfe. Dieser eröffnete für ihn bei Leumi ein Konto und organisierte gleich einen Blankokredit, da A. über keinerlei Sicherheit verfügte. Danach tätigte er während fünf Jahren Finanzgeschäfte über dieses Konto. Bis zu seinem Abgang läpperten sich so rund 3 Millionen Franken zusammen. Der Modelfotograf will heute aber nichts mehr von diesem Konto wissen, und Imfeld fragt sich, weshalb er solchen Leuten half. «Ich war ein sozialer Trottel.»

Imfeld war freilich auch im Umgang mit dem Bankpersonal grosszügig. So wusste er Sekretärinnen bei Leumi am Jahresende mit Geldgeschenken bis zu 500 Franken zu überraschen, «als Ersatz für den offiziellen Bonus, der dem Management und den Kundenberatern vorbehalten war». Auch als ihn 1999 der Börsenchef von Leumi anfragte, ob er seinem Team zu einem Zusatzverdienst verhelfen könne, hatte Imfeld ein offenes Ohr. Der Börsengang junger Firmen versprach damals hohe Gewinne, doch den Händlern war es untersagt, die damals noch lukrativen Aktien auf eigene Rechnung zu kaufen. So wurde ein Konto gesucht, über das sich diese Transaktionen abwickeln liessen. Imfeld gewann den erwähnten Modelfotografen für diese Idee. Der erzielte Kursgewinn, angeblich 1,5 Millionen Franken, wurde schliesslich unter den fünf Angestellten und dem Fotografen aufgeteilt. Als Imfeld seine unkonventionelle Hilfeleistung im Januar 2001 zu Protokoll gab, trennte sich Leumi umgehend von den fünf Mitarbeitern.

Heute bereut Imfeld die eigenmächtigen Geldüberweisungen. «Ich hätte gar nie damit anfangen sollen.» Schliesslich entstand daraus eine Eigendynamik, die waghalsige Konstruktion musste unter dem Druck des Auffliegens immer neu ausbalanciert werden. «Wenn es schief geht, dann richtig», sagte er schon vor fünf Jahren zu seiner Frau. Oft, wenn sich ein Kunde mit den ausgehändigten Unterlagen ins Hotel zurückzog, habe er mit einem aufgeregten Anruf gerechnet. Doch das Telefon klingelte nie, die unerlaubten Transfers blieben unbemerkt.

Bis zum Frühjahr 2004 will Bezirksanwalt Nathan Landshut die Anklageschrift gegen Ernst Imfeld fertig stellen. Die Anklage wird Imfeld Veruntreuung, ungetreue Geschäftsführung, Betrug und Urkundenfälschung vorwerfen. Für diese Delikte ist in der Schweiz eine Zuchthausstrafe bis zu maximal fünfzehn Jahren möglich. Ob Landshut sein Plädoyer energischer vortragen wird, weil ein paar der Geschädigten Überlebende des Holocaust sind? Oder weil sein Vater Jude war? «Für den einen oder anderen Kunden kann es beruhigend sein, wenn sie den Namen Nathan lesen», sagt Landshut. Er fühlt sich jedoch in keiner Art befangen, «ich bin areligiös aufgewachsen und gehöre keiner Religion an.» Landshut hat keine Bedenken, dass die Kunden ihr Vermögen im Heimatland nicht versteuern. «Warum sollen Überlebende des Nazi-Regimes ein zweites Mal zu Opfern gemacht und die Steuerbehörden eingeschaltet werden?» Deshalb werde er vermutlich darauf verzichten, die Kundennamen in der Anklageschrift zu nennen. Auch im Justizbetrieb wird Wert auf Diskretion gelegt.

«Eigentlich hätte ich gar nie ins Banking einsteigen dürfen», sagt Imfeld heute. Er war stets sozial eingestellt und gesellig, wollte dem väterlichen Wunsch nachkommen und das familieneigene Hotel in Kaiserstuhl übernehmen. Der Vater schickte ihn erst in eine Banklehre, weil er den Geldverleihern misstraute. Der Sohn gehorchte, blieb hängen, und die Karriere in der Bankenwelt nahm ihren Lauf: Sarnen, Zürich, London, New York, wieder Zürich. Die nächste Station könnte ein Bezirksgefängnis sein.

Thomas Schenk ist freier Journalist und lebt in Zürich.